

Es fehlen Konzepte für ein Altern in Würde

Alt werden mit Behinderung

Nachdem im Nationalsozialismus eine ganze Generation geistig behinderter Menschen ausgelöscht wurde, kommen die nach dem Krieg geborenen jetzt ins Rentenalter. Betreuungseinrichtungen sind nur unzureichend darauf vorbereitet.



Friedrich Dieckmann

Nie zuvor lebten in Deutschland so viele über 60-Jährige mit geistiger Behinderung wie heute. Dank des Fortschritts der Medizin steigt die Lebenserwartung behinderter Menschen stetig - noch bis vor einigen Jahrzehnten erreichten viele kaum das 70. Lebensjahr. Dennoch scheinen die betreuenden Einrichtungen kaum vorbereitet zu sein. Auf einer Fachtagung des Landesverbands Westfalen-Lippe am Freitag (10.12.10) geht es darum, wie die Lebensqualität behinderter Menschen künftig auch im Alter gesichert werden kann. Friedrich Dieckmann, Psychologe und Professor an der Katholischen Hochschule NRW in Münster, stellt das Forschungsprojekt "Lebensqualität inklusiv(e)" vor: Neue Konzepte zum Wohnen geistig behinderter Menschen im Alter.

WDR.de: Erleben geistig behinderte Menschen das Altern anders als nicht behinderte?

Friedrich Dieckmann: Einiges ist vergleichbar. Zum Beispiel die Frage, wie man plötzlich seine freie Zeit gestaltet, wenn man in den Ruhestand kommt. Bei Menschen mit einer geistigen Behinderung ist es aber meistens so, dass die Beziehungen zu Arbeitskollegen eine größere Bedeutung haben als bei Menschen ohne Behinderung, die sehr häufig mit einem Partner zusammen leben, Kinder und eine ganze Familie haben. Das macht im Alter einen großen Unterschied. Die meisten Menschen mit geistiger Behinderung haben keine eigenen Kinder, oft auch keinen Partner. Deshalb spielen Eltern und Geschwister eine größere Rolle. Sonst sehen wir nicht, dass der Hilfe- und Pflegebedarf sehr viel früher steigt als bei Menschen ohne Behinderung. Eine Ausnahme sind Menschen mit Down-Syndrom, die meist schon früher eine demenzielle Erkrankung entwickeln, die meist auch zum früheren Tod führt.

WDR.de: Wie viele Menschen werden in naher Zukunft betroffen sein?

Dieckmann: Wir haben festgestellt, dass im Bereich Westfalen-Lippe knapp die Hälfte der erwachsenen Menschen mit geistiger Behinderung in stationären Einrichtungen lebt. Ein gutes Drittel lebt bei Angehörigen, meist bei den Eltern, und immerhin 14 Prozent leben ambulant betreut. Das klingt wenig, aber da hat es in den letzten Jahren eine enorme Entwicklung gegeben. Während wir im Jahr 2010 von 2.600 Menschen mit geistiger Behinderung über 60 Jahren ausgehen, rechnen wir für das Jahr 2030 mit knapp 12.000. Das wird sich besonders in den stationären Einrichtungen niederschlagen, wo dann jeder zweite Bewohner eine Seniorin oder ein Senior wäre. Das verändert die Anforderungen an das Wohnen dort, aber auch an die Mitarbeiter. Dazu gehört zum Beispiel das Wissen über chronische Erkrankungen, wie zum Beispiel Diabetes, die im Alter entstehen und für die Behindertenhilfe neu sind. Da fehlt das geschulte Personal.



In einer Behindertenwerkstatt

WDR.de: Nicht alle Menschen mit Behinderung sind im Alter zwangsläufig pflegebedürftig. Um welche Lebenssituationen geht es?

Dieckmann: Dass es bei Menschen mit geistiger Behinderung im Alter hauptsächlich um die Frage der Pflege gehe, ist tatsächlich ein häufiges Vorurteil. Wenn wir an unser eigenes Alter denken, haben wir gute Hoffnung, dass wir sehr viele Jahre erleben werden, in denen wir gesund sind und Dinge machen, die wir vorher nicht machen konnten. Dieser Anspruch ist in der Arbeit mit geistig behinderten Menschen relativ neu - bei den Einrichtungen genauso wie in der Politik geht es hauptsächlich um den Pflegebedarf, der entstehen wird. Aber auch Menschen mit geistiger

Behinderung müssen die Chance bekommen, diese Lebensphase aktiv gestalten zu können. Dazu brauchen sie Unterstützung. Denn die Generation behinderter Menschen, die jetzt alt wird, ist mit viel weniger Unterstützung aufgewachsen als die heute jungen Menschen mit Behinderung. Sie hat viel weniger gelernt, ihren eigenen Bedürfnissen und Interessen nachzugehen. In oft sehr großen Einrichtungen haben viele gelernt, sich anzupassen und dass sie in Gruppen umsorgt werden. Für diese Menschen ist das Altwerden eine besondere Herausforderung.

WDR.de: Wie könnte eine solche Unterstützung aussehen?



Unterstützung im Stadtviertel

Dieckmann: Der Trend geht inzwischen hin zum Blick aus der Sicht des Individuums. Dass wir also nicht mehr versuchen, Menschen bestimmten Betreuungsformen anpassen, sondern umgekehrt unsere Dienste, Unterstützungen und Infrastrukturen den Menschen anzupassen. Betreutes Wohnen beispielsweise: Davon könnten nicht nur Behinderte profitieren, die ihr Leben selber gestalten können und dabei nur Assistenz brauchen, sondern auch Menschen, die gar nicht in der Lage sind, einen eigenen Haushalt zu führen. Sie können mit anderen in einer Wohngemeinschaft leben und dabei ihre Beziehung zu Angehörigen oder Nachbarn im Viertel pflegen. Wir müssen die Stadtviertel so gestalten, dass es kurze Wege gibt und eine Infrastruktur mit Geschäften, ärztlicher Versorgung usw., damit dort eben auch Menschen mit einer Behinderung leben können. Da experimentieren die Anbieter und Träger noch.

WDR.de: Jemand, der als geistig behindert erkennbar ist, ist auf der Straße aber doch auch Gefahren ausgesetzt - vor allem durch andere Menschen, die aggressiv reagieren. Ist ein solches 'Leben im Viertel' realistisch?

Dieckmann: Wir müssen uns natürlich vor sozialromantischen Vorstellungen hüten - dass sich einer um den anderen kümmert, funktioniert ja in vielen Nachbarschaften heute schon nicht mehr. Aber Menschen mit geistiger Behinderung haben ein Anrecht auf Eingliederung und Unterstützung. Diese Aufgabe kann man natürlich nicht einfach den Stadtteilbewohnern überlassen. Man kann aber überlegen, wie diese Menschen im Stadtteil in einer eigenen Wohnung leben können, ohne dass sie vereinsamen. Wie sie die notwendige Unterstützung bekommen können, welche Angebote es für den Tag gibt, die auch wirtschaftlich tragbar sind.

WDR.de: Gibt es schon Modelle in diese Richtung?

Dieckmann: In Münster bietet die Lebenshilfe Münster schon seit Jahren betreutes "Wohnen im Drubbel" an. Das sind Wohnungen, die fußläufig voneinander entfernt liegen, deren Bewohner geistig behindert sind. Dadurch entsteht quasi künstlich ein Stadtviertel, in dem sich Menschen mit Behinderung gegenseitig helfen können, aber auch Nachbarn finden, zu denen sie vielleicht freundschaftliche Beziehungen knüpfen. So werden 12 oder 15 Personen mit geistiger Behinderung in einen Stadtteil integriert und können, wenn es gewünscht ist, sowohl Selbsthilfe finden als auch Synergien schaffen. Dadurch erübrigt es sich, dass Menschen in ein Heim ziehen müssen. Wenn so etwas gelingt, haben wir schon sehr viel gewonnen.

WDR.de: Das klingt nach sehr viel Engagement und Überzeugungsarbeit auch bei den Kommunen.

Dieckmann: Ich sehe das gar nicht so negativ. Zum einen hat die Debatte über Inklusion vor allem in den Schulen - also die Integration behinderter Kinder in herkömmliche Schulen - in vielen Kommunen bereits begonnen. Die Kommunen müssten die sozialen Anbieter in den Städten dazu verpflichten, zusammen zu arbeiten, auch jenseits der traditionellen Strukturen. Stichwort 'ambulant statt stationär'. Langfristig ist es für die Kommunen zudem wesentlich wirtschaftlicher, ambulante Pflegedienste stärker einzubinden statt Heimplätze zu unterhalten. Dagegen stehen wiederum Begehrlichkeiten von traditionellen Pflegeheimen, die durchaus Leerstände haben und mit Blick auf die steigende Zahl von Menschen mit geistiger Behinderung starke wirtschaftliche Interessen. Ziel sollte aber sein, dass Altenpflegeheime höchstens noch ein Ort für eine sehr kurze Zeit am Lebensende sind, aber nicht der Ort, an dem wir unser Lebensalter gestalten wollen - und das gilt auch für Menschen mit geistiger Behinderung. Die wollen auch da wohnen bleiben, wo sie verwurzelt sind.

WDR.de: Gerade erst schließt sich die Lücke, die das Euthanasieprogramm der Nationalsozialisten

geschlagen hatte. Die erste Generation geistig behinderter Menschen erreicht das Rentenalter. Werden die Fortschritte in der Gendiagnostik oder die Möglichkeiten der Spätabtreibung dazu führen, dass die Zahl der behinderten Menschen zukünftig wieder abnimmt?

Dieckmann: Schwer zu sagen, denn es gibt auch genau gegenläufige Tendenzen: Frühgeborene sind heutzutage wesentlich überlebensfähiger als früher, wobei dieser Fortschritt aber auch mit mehr Behinderungen einhergeht. Außerdem ist ja auch die Frage, welche intellektuellen Anforderungen eine Gesellschaft an ihre Mitglieder stellt. Geistige Behinderung ist nicht direkt eine Krankheit. Es hängt immer stark von der Gesellschaft ab, ob ein Mensch für seinen eigenen Unterhalt Unterstützung braucht. Wir haben beispielsweise die große Gruppe der Menschen mit Lernbehinderung. Sie sind angewiesen auf einfache Tätigkeiten, um selbstständig leben zu können. Wenn die Wirtschaft solche Arbeitsmöglichkeiten aber immer weniger anbietet, ist die Gefahr groß, dass diese Menschen in den Werkstätten für Behinderte landen. Das ist weniger eine Frage der Genetik, sondern dessen, wie sich unsere sozialen Strukturen entwickeln.

Das Gespräch führte Nina Magoley.

Mehr zum Thema

-  ["Leben im Drubbel"](#)
Projekt der Lebenshilfe Münster
-  [Forschungsprojekt "Lebensqualität inklusiv\(e\)"](#)
Hochrechnungen und Prognosen (pdf)
-  [Demographischer Wandel bei Menschen mit Behinderung](#)
Programm der Fachtagung beim Landesverband Westfalen-Lippe
-  [Preiswürdig: Kölner Stadtplanung für Behinderte](#)
Bericht aus Brüssel (01.12.10)

Kommentare: 2

- ▶ [Kommentare schließen](#)

Ich schrieb vor 46 Minute(n):

Tolle Idee im Artikel wir bauen Gettos für Behinderte. Ich dachte da wären wir drüber weg.

der PBC wähler schrieb vor 49 Minute(n):

Ja es leben immer mehr dieser armen Leute in eigenen Wohnungen. Ambulant betreut nennt man das. Eine Unverschämtheit sondergleichen. Diese armen Menschen hängen überwiegend allein in ihrer Wohnung rum, sind traurig und es fehlen Gleichgesinnte. Ambulante Betreuung bedeutet, es kommt wens gut läuft 1mal am Tag, Woche oder Monat jemand kurz vorbei. Das wird von der Politik hochgelobt ebenso von Krankenkassen und den mit ihnen zusammenarbeitenden Betreuern. Fakt ist, es geht nur darum das ist die Billigste Methode. Über die vielen Suizid Fälle redet keiner. Vielleicht ist das sogar stillschweigend gewollt? Es gibt keine bessere Betreuung außerhalb der Familie als in guten Heimen. Die kosten aber Geld das ist das eigentliche Problem.

- ▶ [Kommentar hinzufügen](#)

Stand: 10.12.2010, 02:00 Uhr

Diese Seite speichern oder weiterempfehlen

▶ [Hilfe](#)



© WDR 2010